

E. A. Doe  
Seltsame  
Geschichten



Edgar Allan Poe  
Seltsame Geschichten

Ausgabe in fünf Bänden

Ins Deutsche  
übertragen und herausgegeben von  
Carl W. Neumann

---

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Druck von Philipp Reclam jun. Leipzig

# Inhaltsverzeichnis

## Erster Band

|                                     | Seite |
|-------------------------------------|-------|
| Vorwort des Herausgebers . . . . .  | 3     |
| Der Goldkäfer . . . . .             | 9     |
| Das verräterische Herz . . . . .    | 61    |
| Die Maske des Roten Todes . . . . . | 70    |

## Zweiter Band

|   |    |
|---|----|
| Die schwarze Kaze . . . . .                 | 3  |
| Die Wassergrube und das Bendel . . . . .    | 17 |
| Guppelrosch . . . . .                       | 41 |
| Ein Erlebnis in den Rauhen Bergen . . . . . | 56 |

## Dritter Band

|  |    |
|--|----|
| Der Doppelmord in der Rue Morgue . . . . . | 3  |
| Der Mann der Menge . . . . .               | 52 |
| Der Fall Waldemar . . . . .                | 66 |

## Vierter Band

|  |    |
|--|----|
| Im Wirbel des Malstroms . . . . .        | 3  |
| Der Untergang des Hauses Usher . . . . . | 27 |
| Gespräch mit einer Mumie . . . . .       | 52 |

## Fünfter Band

|                                |    |
|--------------------------------|----|
| Der entwendete Brief . . . . . | 3  |
| Eleonore . . . . .             | 29 |
| Die Brille . . . . .           | 38 |

---



Edgar Allan Poe  
Seltsame Geschichten

Erster Band

Inn Deutsche  
übertragen und herausgegeben von  
Carl W. Neumann

---

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig

# Vorwort des Herausgebers

**S**eltfame Geschichten. Ja wahrlich, sehr seltsam. Und der sie geschrieben hat, war es nicht minder. Ein Künstler bis in die Fingerspitzen; ein Dichter, wie ihn Amerika weder vorher noch nachher hat werden sehen; ein Erzähler mit blühender Phantasie und verblüffendem Reichtum an eigenen Gedanken; ein Sprach- und Stilkünstler ersten Ranges; ein so ursprünglicher Schöpfergeist, daß die Zahl seiner Nachahmer Legion ist — und dennoch, alles in allem genommen ein Schriftsteller, den man zwar ehrlich bewundern, nicht aber aufrichtig lieben kann.

Boe war der Mann des kalten Verstandes, ein Sonderling, der um Menschen und Dinge sein eigenes krauses Gedankenetz spann, anstatt sie zu nehmen, wie sie sich boten. Er träumte sein eigenes Innenleben gewissermaßen in sie hinein, und da er ein Außenseiter des Lebens, ein einsamer, weltfremder Träumer war, so sind auch die Menschen in seinen Geschichten meist psychologische Rätselwesen, die geistergleich auf der Scheidegrenze von Wirklichkeit und Unwirklichkeit wandeln. Er miß förmlich angstvoll die klaren Probleme; ihn lockten die sphinxhaften, ungelösten und wahrscheinlich niemals zu lösenden Fragen, und seine Lieblingsbeschäftigung war es, den

falten Verstand in sie einzubohren, die Phantasie dabei spielen zu lassen und dann mit der Kraft des geborenen Dichters aus ihnen seine Geschichten zu formen. Die Möglichkeiten des Mesmerismus, das dunkle Geheimnis des Todes und Scheintodes, die verborgenen Triebe und Zwangsvorstellungen willensschwacher Menschenseelen, die zu Verirrungen, zu Verderbtheit, zu grauenvollen Verbrechen führen, das sind Probleme, die ihn fesseln und die er bis an die äußerste Grenze des noch Erträglichen vor uns ausspinnt. Denn das ist der zweite Wesenszug dieses eigenartigen Menschen und Dichters, daß er keine größere Wonne kennt, als sich in die Verbrecherseele und ihre Untat hineinzudenken und dann in dem Raffinement zu schwelgen, mit dem das Verbrechen ausgeführt wurde. Herz und Gefühl sind nicht mit bei der Sache. So ausschweifend sich seine Einbildungskraft mitunter in seinen Geschichten ergeht, stets führt der Verstand sie am Gängelbände und leitet sie planvoll und unbeirrbar nach einem im voraus bestimmten Ziel.

Zweierlei sind die tieferen Quellen, aus denen die seltsame Seelenverfassung des genialen Dichters entsprang. Die eine Quelle heißt schlechtthin Vererbung. „Ich bin der Sprößling eines Geschlechts,“ so hat er einmal von sich geschrieben, „das jederzeit durch phantastische und leicht erregbare Gemütsart auffiel; es zeigte sich schon in der frühesten Kindheit, daß ich diese Eigenart der Familie hochgradig über-

kommen hatte.“ Der andere Quell ist sein freudloses Leben, das selten von Sonne vergoldet war. Als Sohn eines wandernden Schauspielerpaares ward er im größten Glend geboren (in Boston, am 19. Januar 1809), und zwei Jahre später starben die Eltern, beide von Schwindsucht dahingerafft. Ein reiches Ehepaar namens Allan — daher auch Edgar Allan Poe — nahm sich des früh Verwaisten an, verstand aber leider nichts von Erziehung und ließ den frühreifen, herrischen Jungen, der obendrein außergewöhnlich schön war, nach seinem Belieben schalten und walten. Man freute sich über den Wunderknaben, der gleichsam als „Prunkstück“ des Hauses galt, ließ ihn eine vornehme Schule besuchen und später die Universität, tat aber nichts, um sein Seelenleben in ordnungsmäßige Bahnen zu lenken. Die Folgen blieben denn auch nicht aus. Die toll durchlebten Studentenjahre führten zum Bruch mit den Pflegeeltern, und damit begann für Edgar Poe jenes unruhvolle und unstete Leben, das nur durch die überaus glückliche Ehe mit seiner Cousine Virginia Clemm, die er bis zur Verzückung liebte, noch einmal für kurze Zeit verklärt ward. Der Rest war ein ununterbrochener Kampf mit sich selbst, mit Versuchungen, Armut und Hunger, eine Irrfahrt durch vielerlei Redaktionen, ein rastloses Ringen ums tägliche Brot. Er suchte die schwindende Arbeitskraft durch Alkohol wieder anzuregen, die Sorgen im Opiumrausch zu vergessen, verdarb seine ohnehin

zarte Gesundheit und starb kaum vierzig Jahre alt zu Baltimore im Krankenhause, wohin man den auf offener Straße bewusstlos Aufgefundenen brachte. Die Todesursache ist nicht bekannt, doch ist es nach allem, was man weiß, ins Reich des Märchens zu verweisen, daß Trunkenheit diese Ursache war.

So wüßt, wie Frau Fama Boes Leben malte, ist es in Wirklichkeit nie gewesen. Man lernte den äußeren Lebensgang nur im allerloosesten Umriß kennen, las seine starken Gewissensgeschichten, die selbstbiographischen Anstrich haben, und machte sich danach ein Phantasielbild von seinem Gemüt, seiner Geistesverfassung. Nichts ist aber falscher, als aus seinem Schaffen die Psyche des Dichters ermitteln zu wollen. Derselbe Poe, der die Grausamkeiten der Inquisition mit Wollust ausmalt, der kaltblütig Greuelthaten schildert und dadurch ein Gruseln im Leser hervorrufft, derselbe Poe pflegte liebevoll Vögel und war seinen Hunden und Katzen ein Freund. Derselbe Poe, der in einer Erzählung den Gattenmord so geruhsam behandelt, als sei er gleichsam ein Alltagsgeschick, war einer der glühendsten Frauenverehrer, und zwar nur im idealen Sinn. So hat er als Knabe Frau Jane Stith Stannard, die Mutter eines Jugendfreundes, die ihm, dem Verwaisten, zum erstenmal zeigte, was mütterliche Liebe ist, geradezu wie eine Göttin verehrt. Sie wurde, wie John D. Ingram uns mitteilt, in all seinen Schmerzen seine Vertraute und leitete ihn durch die frühen Tage der Leidenschaft-

lichen Knabenzeit. Zum Unglück wurde sie selber bald von einem seltsamen Schicksal betroffen: sie starb gerade zu einer Zeit, da sie der Jüngling am nötigsten brauchte. Als sie auf dem Kirchhofe beigesezt worden, war ihrem Bewunderer der Gedanke, sie einsam in ihrem Grabe zu wissen, so unerträglich peinigend, daß er noch Monate nach ihrem Tode allnächtlich das Grab seiner Freundin besuchte. Und wenn die Nächte trüb und kalt waren, Herbstregen rann und der kalte Wind in den Kronen der Friedhofsbäume klagte, dann hielt er am längsten mit ihr stumme Zwiesprach und konnte sich von ihr am schwersten trennen. Was ihm die Frauen späterhin waren, bewies er durch seine eigene Ehe und durch jenen Zyklus zarter Idylle, in dem er die tote Gattin verherrlicht, den Zyklus, aus dem wir im fünften Bande die Skizze „Eleonore“ bringen. Nein, Poe war besser als sein Ruf; es lebten zwei Seelen in seiner Brust, deren eine ausschließlich dem Menschen gehörte und deren andere dem Schriftsteller Poe.

Was wir bis jetzt aus dem Lebenswerk dieses seltenen Geistes in deutscher Sprache und wohlfeilen Ausgaben aufweisen konnten, war freilich nicht danach angetan, seine reife Künstlerschaft aufzuzeigen. Die Auswahl bevorzugte solche Geschichten, bei denen das Grauen im Hintergrund lag, und die Übersetzung (die einfach ausließ, was nicht in den Gang des Geschehens gehörte) mißhandelte ebensosehr den Dichter wie unsere deutsche Muttersprache. Von An-

passung an die Eigenart, an Färbung und Stimmung des Originals war bei diesen sogenannten Verdeutschungen Edgar Poes überhaupt keine Rede. Es ist daher nur mit Dank zu begrüßen, daß Reclams Universal-Bibliothek von dem stärksten amerikanischen Dichter in würdiger Ausgabe alles bringt, was zum Verständnis seiner Erscheinung und seiner Erzählerkunst notwendig ist. Man lese ihn nicht nur des Stofflichen wegen. Man achte auf seine Folgerungskunst, auf die Art, wie der geistreich-phantaistische Poe mit der Zielsicherheit des gewiegten Schachspielers Zug um Zug seine Aufgaben löst. Und vor allen Dingen: man lese ihn ganz. Seine Kunst weiß, wie ein Kritiker sagte, Verstandesvergnügungen seltener Art völlig abseits vom Stofflichen zu vermitteln.

Die Übertragung des Gedichts im „Untergang des Hauses Usher“ verdanke ich der feinen Berkunst der Dichterin Cornelia Kopp.

Leipzig, Oktober 1921.

Carl W. Neumann.

Edgar Allan Poe  
Seltsame Geschichten

Vierter Band

Ins Deutsche  
übertragen und herausgegeben von  
Carl W. Neumann

---

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig



# Der Untergang des Hauses Usher

Sein Herz gleicht der schwebenden Laute —  
Ein Hauch, und sie erklingt.

De Béranger.

Es war ein trüber, unfreundlicher Herbsttag. Grau und schwer hingen die Wolken am Himmel und tiefes Schweigen lag in der Natur. Den ganzen Tag war ich durch eine ungewöhnlich öde Gegend geritten, und erst als der Abend zu dunkeln begann, gewahrte ich endlich den melancholischen Stammsitz der Usher. Ich weiß nicht, wie es kam, aber gleich der erste Anblick des Gebäudes erfüllte mich mit unerträglicher Schwermut, unerträglich besonders deshalb, weil sie so gar nicht gemildert wurde durch jenes poetische Empfinden, das oft selbst die trübsten, ödesten und schaurigsten Natureindrücke verklärt. Ich betrachtete die vor mir liegende Szenerie: das Gebäude mit seinem schlichten landschaftlichen Hintergrund, die frostigen Mauern, die leeren Fensterhöhlen, die spärlichen Binsengruppen und die vereinzelt aufragenden weißen und morschen Baumstämme, und all das erweckte in mir ein Gefühl tiefster Traurigkeit, einzig vergleichbar der Niedergeschlagenheit eines Opiumrauchers, der alle schönen Schleier zerreißen sieht und in den grauen, nüchternen Alltag zurücksinkt. Es lag so viel Kälte, Langweiligkeit und Müdigkeit auf dem allen da vor mir, daß meine Phantasie sich beim besten Willen zu keinen erhabenen Gedanken aufschwingen

konnte. Was war es nur —, ich hielt mein Pferd an, um nachzusinnen — was war es, das mich so mattherzig stimmte bei der Betrachtung des Usherschen Besitztums? Ich war außerstande, das Rätsel zu lösen, so wenig ich die düsteren Ahnungen zu verschrecken vermochte, die mich bei meinem Sinnen beschlichen. Ich mußte mich, wie wenig es mich auch befriedigte, bei der Erklärung bescheiden, daß das Zusammentreffen bestimmter, an sich ganz alltäglicher Dinge imstande ist, uns seelisch mächtig zu beeinflussen, obgleich das Wie und Warum dieses Einflusses jenseits unsrer Erkenntnis liegt. Eine Veränderung der szenischen Besonderheiten, eine Verschiebung der einzelnen Bestandteile des landschaftlichen Gesamtbildes, sagte ich mir, könne möglicherweise den trübseligen Eindruck abschwächen, vielleicht gar ganz aufheben. Und um die Probe auf das Exempel zu machen, lenkte ich mein Pferd an das abschüffige Ufer eines unheimlich finsternen Teiches, der glatt und regungslos vor dem Wohnhause lag, und blickte hinein. Was ich aber sah in dem dunklen Wasser: die umgekehrten Spiegelbilder der fahlen Binsen, der gespenstischen Baumstämme und der wie leere Augenhöhlen aussehenden Fenster, das alles erfüllte mich jetzt mit noch stärkerem Grauen als vorher.

Dennoch war es mein Vorsatz, für ein paar Wochen in diesem schaurigen Hause Aufenthalt zu nehmen. Der Besitzer, Roderich Usher, war mir in meiner Knabenzeit ein lieber Kamerad gewesen, doch waren viele Jahre seit unserem letzten Zusammentreffen verflossen. Vor kurzem erreichte mich in meinem abgelegenen Aufenthaltsorte ein Brief von ihm, ein temperamentvoller, dringlicher Brief, der keine andere

Antwort zuließ als eine mündliche. Die Schrift deutete auf nervöse Aufgeregtheit, der Brieffschreiber selbst sprach von physischem Uebelbefinden, von niederdrückender seelischer Unruhe und von dem brennenden Verlangen, mich, seinen besten und einzigen Freund, einmal bei sich zu sehen; meine Gegenwart, meinte er, würde ihn aufheitern, würde segensreich einwirken auf seinen Zustand. Die ganze Art und Weise, in der er das alles zum Ausdruck brachte, das offenbare Herzensbedürfnis, das ihn dabei leitete, ließ mich nicht zaudern; unverzüglich willfahrte ich seinem Wunsche, wie seltsam mich dieser auch dünken mochte.

Obgleich wir als Jungen gute Kameradschaft gehalten hatten, wußte ich wenig von meinem Freunde. Er war nie mittheilhaftig und gesprächig gewesen. Nur so viel konnte ich in Erfahrung bringen, daß die sehr alte Familie Usher seit jeher für reizsam und schwärmerisch galt und daß sich ihre Mitglieder lange sehr eifrig als Künstler betätigt hatten. In letzter Zeit sollten sie sich ebensosehr durch opferwillige, vornehme Wohlthätigkeit wie durch ihre leidenschaftliche Hingabe an die Musik ausgezeichnet haben, die sie indessen mehr der theoretischen Probleme als ihrer Schönheit wegen pflegten. Auch war mir die merkwürdige Tatsache berichtet worden, daß sich zu keiner Zeit aus dem alten angesehenen Stamm der Familie Usher ein lebenskräftiger Seitensproß abgezweigt habe, daß also, von wenigen vorübergehenden Ausnahmen abgesehen, die sämtlichen Familienglieder in direkter Linie voneinander abstammten. Unwillkürlich beschäftigte mich der Gedanke, wie stark sich wohl im Lauf der Jahrhunderte der Charakter des Besitztums und die eigenthümliche Wesensart der Usher wechsel-

seitig beeinflusst hätten, und es erschien mir durchaus begreiflich, daß just der Mangel einer Seitenlinie und der daraus folgende unabänderliche Übergang des Namens und Grundstücks vom Vater auf den Sohn dazu führen mußte, daß der ursprüngliche Name des Besitztums allmählich in der kurzen und zweideutigen Bezeichnung „Das Haus Usher“ aufging. Die Bauern der Umgegend verstanden darunter gleichzeitig Besitz und Eigentümer.

Mein kindliches Experiment an dem düsteren Teiche vertiefte, wie schon gesagt, nur den seltsamen ersten Eindruck. Sobald ich mich meines Aberglaubens — wenn ich so sagen darf — bewußt geworden, gewann er immer mehr Macht über mich. Das ist ja bei allen Gefühlen so, deren Wurzel die Furcht ist. Und als ich den Blick dann vom Spiegelbild ab- und dem Haus wieder zuwandte, beschäftigte mich eine derart merkwürdige, törichte Vorstellung, daß ich sie nur als ein Zeichen erwähne, wie mächtig das ganze Bild auf mich wirkte. Meine Phantasie war so aufgeregert, daß ich mir einbildete, das ganze Besitztum sei von einer besonderen, nur ihm eigenen Atmosphäre umgeben, die nichts mit der gewöhnlichen zu schaffen hätte, vielmehr aus den weißen, verwitterten Bäumen, den altersgrauen Mauern und dem regungslosen Teiche heraufsteige — von einem rätselhaften, unheilvollen Dunst, der grau und trüb und schwer auf allem laste.

Ich suchte die traumhafte Vorstellung loszuwerden, indem ich das wirkliche Aussehen des Hauses musterte. Dem Äußeren nach war es alt, sehr alt; die Zeit war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Die ganze Front war mit Pilzen bewachsen, die von den Dach-

rinnen wie zierliche Bärte herunterhingen, doch war das keineswegs ein Zeichen außergewöhnlichen Verfalls. An keiner Stelle war das Mauerwerk eingesenken, obgleich sein fester Zusammenhalt in auffallendem Widerspruch stand zu der bröckligen Beschaffenheit der einzelnen Steine. Ich mußte an altes Holzwerk denken, das viele Jahre in einsamen Gewölben zu modern und doch seine äußere Form zu bewahren vermag, so lange die Luft es nicht anrührt. Außer diesen kleinen Anzeichen der Verwitterung deutete nichts auf eine Altersschwäche des Hauses, es sei denn der kaum erkennbare leichte Riß, der unter dem Dache der Frontseite begann, im Zickzack an den Mauern herunterlief und schließlich im finsternen Wasser des Teichs sich verlor.

Unter solchen Betrachtungen ritt ich vors Haus. Ein Stallknecht nahm mir mein Pferd ab, ich trat in die gotische Vorhalle, und ein erstaunlich leise auftretender Diener führte mich über zahlreiche gewundene Korridore nach dem Arbeitszimmer des Hausherrn. Was ich auf diesem Wege sah, verstärkte in mir noch den Eindruck, von dem ich erzählte, ohne daß ich zu sagen wüßte, warum und wodurch. Das Schnitzwerk an der Decke, die dunklen Wandbehänge, die Ebenholzschwärze des Fußbodens und die phantastischen Waffentrophäen, die bei jedem Schritt raselnd erbeben — all das waren Dinge, wie ich sie ebenso oder ähnlich von Kindheit auf kannte. Ich wunderte mich über die merkwürdigen Gedanken, die sie auf einmal in mir erweckten. Im Treppenhaus begegnete mir der Hausarzt, dessen Gesichtszüge — wie mich bedünkte — ebensoviel Gemeinheit wie Verlegenheit spiegelten. Er grüßte mich etwas betreten

und ging weiter. Dann öffnete der Diener eine Thür und meldete mich seinem Herrn.

Das Zimmer, in das ich eintrat, war groß und stattlich. Die schmalen Spitzbogenseenster lagen so hoch über dem schwarzen Eichenfußboden, daß man sie mit der Hand nicht erreichen konnte. Matt fielen die purpurnen Strahlen der untergehenden Sonne durch die vergitterten Scheiben und ließen wenigstens die größeren Gegenstände im Zimmer erkennen; in die entfernteren Winkel des Raumes oder in die Vertiefungen des Schnitzwerks der gewölbten Decke vermochte der Blick nicht zu dringen. An den Wänden hingen düstere Draperien, die übrige Ausstattung war ebenso kostbar wie frostig, ebenso altmodisch wie abgebraucht. Hier und da lagen Bücher und Musikinstrumente, aber auch sie konnten den Raum nicht beleben. Selbst die Luft kam mir vor, als sei sie von Kummer und Sorge geschwängert; eine ernste und tiefe Schwermütigkeit lag auf allem.

Als ich eintrat, erhob sich Usher von einem Sofa, auf dem er ausgestreckt geruht hatte, und begrüßte mich so warm und lebhaft, daß ich im ersten Augenblick meinte, es sei die bekannte übertriebene Herzlichkeit des blasirten Weltmannes. Ein Blick in seine Augen überzeugte mich jedoch sofort von der Ehrlichkeit seines Grußes. Wir setzten uns, und da er nichts sagte, so blieb mir Zeit, ihn ein paar Sekunden lang halb mit Mitleid und halb mit Scheu zu betrachten. Welch eine furchtbare Veränderung war in der kurzen Zeit mit Roderich Usher vor sich gegangen! Es fiel mir schwer, in dem bleichen Manne da vor mir den einstigen Gespielen meiner Jugend wiederzuerkennen. Freilich: sein Äußeres hatte seit je etwas seltsam

Charakteristisches. Die Leichenblässe seines Gesichts, die großen, feuchten Augen mit ihrem unvergleichlichen Leuchten, die schmalen, blutleeren, schön geschwungenen Lippen, die gebogene, aber dank ihren breiten Nüstern nicht jüdische Nase, das edel geformte, wenn auch sehr wenig vorspringende und energische Kinn und das seidenweiche und feine Haar — all das gab im Verein mit der ungewöhnlich breiten Stirn ein Gesamtbild, das man nur einmal gesehen zu haben brauchte, um es nie zu vergessen. In der Zwischenzeit aber hatten all diese Eigentümlichkeiten so scharfe Prägung bekommen, daß ich im Zweifel war, ob ich tatsächlich mit meinem Freunde spräche. Vor allem verwunderten und erschreckten mich die geisterhafte Blässe der Haut und der wundersame Glanz seiner Augen. Das seidene Haar hatte ungehindert wachsen dürfen, und da es in seiner Weichheit und Zartheit das Antlitz viel mehr umflutete als nur umrahmte, kostete es mich Mühe, mit seinen arabeskenhaften Verschlingungen die schlichte Vorstellung des Allgemein-Menschlichen zu vereinigen.

In der ganzen Art, wie der Freund sich gab, lag etwas Zerfahrenes, Widerspruchsvolles, und zwar, wie ich bald herausfand, infolge seines andauernden kraft- und nutzlosen Bemühens, ein ständiges nervöses Zittern zu unterdrücken. Ich war auf etwas Derartiges übrigens gefaßt gewesen, weniger auf Grund seines Briefes als in Erinnerung an gewisse Wesenszüge aus seinen Knabenjahren; schon seine ganze körperliche und seelische Beschaffenheit ließ auf dergleichen schließen. Bald war er aufgeräumt und bald mürrisch, und seine Stimme wechselte rasch zwischen zitternder Kraftlosigkeit (wenn die Lebensgeister da-

niederlagen) und höchst energischer Entschlossenheit; bald sprach er schroff und wuchtig im Brustton, bald in ganz sonderbar modulierten Kehlkopfstönen, wie sie dem Trinker oder Opiumraucher im Augenblick höchster Erregung eignen.

In dieser Weise sprach er von dem Zweck meines Besuchs, von seinem sehnlichen Wunsch, mich zu sehen, und von der wohltätigen Wirkung, die er davon erhoffte. Eingehend suchte er mir seinen Zustand zu erläutern. Es sei, wie er sagte, eine angeborene, ererbte Krankheit, für die es kaum eine Heilung gebe — oder eigentlich mehr ein nervöses Leiden, wie er sofort hinzufügte, das zweifellos bald schwinden werde. Es äußere sich in den verschiedensten unnatürlichen Empfindungen, und was er mir von einigen dieser Empfindungen zu erzählen wußte, erregte in höchstem Maße mein Interesse und meine Verwunderung, zum Teil vielleicht durch seine Art, sich auszudrücken und zu schildern. Vor allem litt er unter einer krankhaften Verfeinerung aller Sinnesorgane. Er aß und vertrug nur die fadesten Speisen und trug nur Anzüge aus ganz bestimmten Stoffen; der Duft der Blumen belästigte ihn, der schwächste Lichtstrahl marterte seine Augen; nur ganz besondere Töne, die einzig und allein von Saiteninstrumenten ausgehen durften, vermochte er ohne Entsetzen zu hören.

Vor allem beherrschten ihn merkwürdig unklare Angstgefühle. „Ich gehe zugrunde an diesen fürchterlichen Hirngespinnsten,“ sagte er, „ob ich will oder nicht. Sie werden mich umbringen, sie und nichts anderes. Was ich befürchte, sind nicht etwa die Ereignisse, die eintreten könnten, es sind die Folgen dieser Ereignisse. Mir graut bei dem Gedanken an

den kleinsten alltäglichen Vorfall, weil er die unerträgliche Reizbarkeit meiner Seele noch steigern könnte. Wahrhaftig: nicht die Gefahr selbst macht mir Sorgen, wohl aber ihre unabweisliche Folge, die Angst. Es ist ein entnervender, scheußlicher Zustand; ich weiß, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo dieses entsetzliche Hirngespinnst, diese Angst, mich gleichzeitig um Verstand und Leben bringt.“

Allmählich, ganz allmählich gewann ich aus seinen abgerissenen, zweideutigen Anspielungen eine Vorstellung von seiner Geistesverfassung. Ihn quälten allerlei abergläubische Gedanken über das Haus, das er bewohnte und schon seit vielen Jahren nicht mehr verlassen hatte, geheimnisvolle Einflüsse, über die er sich aber so undeutlich ausließ, daß ich seine Ausführungen nicht wiedergeben kann — Einflüsse, die mit den Eigentümlichkeiten der Form und Art des Familienbesitzes zusammenhingen und durch sein langes Leiden begünstigt worden waren. Das Nebeneinander der grauen Mauern, der Thürmchen und des düsteren Teiches, in dem sie sich spiegelten — all das und manches andere hatte ihn seelisch zerrüttet.

Er gab jedoch, wenn auch zögernd zu, daß seine melancholische Gemütsverfassung zum nicht geringen Teil auf natürlichere, leichter verständliche Gründe zurückgehe: auf die lange und schwere Krankheit, ja, auf die unverkennbar nahe bevorstehende Auflösung seiner zärtlich geliebten Schwester, seiner einzigen Lebensgefährtin seit vielen Jahren, der einzigen Blutsverwandten, die er auf Erden noch habe. „Wenn sie dahingegangen,“ sagte er in unvergeßlich schmerz erfülltem Tone, „dann bin ich hoffnungsloser schwacher Mensch der Letzte aus dem alten Stamm der

Usher.“ Während er sprach, schritt Mabeline — so hieß die Schwester — im Hintergrunde des Zimmers vorüber und verschwand, ohne mich bemerkt zu haben. Auf's höchste erstaunt und verwirrt sah ich ihr nach — ich kann unmöglich schildern, was ich empfand. Wie bezaubert verfolgte ich ihre Schritte. Und als die Tür sich hinter ihr geschlossen hatte, suchte der Blick unwillkürlich das Angesicht ihres Bruders —: es lag in den Händen vergraben. Bleicher als sonst wären die Finger, und manche heiße Träne rann hindurch.

Alle Kunst der Ärzte war an der Krankheit Mabelines zuschanden geworden. Undauernde Apathie, langsames Dahinwelken und vorübergehende krampfartige Anfälle waren die eigentümlichen Symptome. Bisher hatte sie standhaft angekämpft gegen die Krankheit, um nicht endgültig ins Bett zu müssen, an jenem Abend jedoch, als ich eintraf, erlag sie (wie mir der Bruder nachts in unsagbarer Aufregung mittheilte) der Übermacht ihrer Feindin. Mein erster flüchtiger Blick auf ihre Gestalt war gleichzeitig der letzte gewesen, ich sollte sie — wenigstens lebend — nicht wiedersehen.

In den folgenden Tagen nannten weder Usher noch ich ihren Namen, doch war ich in dieser Zeit ernstlich bemüht, die Niedergeschlagenheit meines Freundes zu lindern. Wir lasen und malten zusammen, oder ich läuschte verträumt den wilden Improvisationen seines ausdrucksvollen Gitarrespiels. Je mehr sich mir aber auf diese Weise die innersten Falten seines Herzens erschlossen, desto schmerzlicher litt ich unter der Einsicht, daß alle Versuche zur Aufheiterung seiner Seele umsonst bleiben mußten. Ihm war die Schwermut gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen.

Nie werde ich die vielen feierlichen und stillen Stunden vergessen, die ich gemeinsam mit dem Oberhaupt des Hauses Usher verbrachte, doch wäre es völlig vergebliche Mühe, die mancherlei Studien und Tätigkeiten schildern zu wollen, in die er mich einführte. Sein krankhaft überspannter Idealismus umstrahlte alles mit seltsamem Licht. Immerdar werden mir seine langen improvisierten Klagelieder in den Ohren klingen, und ganz besonders werde ich eine merkwürdige Umkehrung und Erweiterung von Carl Maria von Webers „Letzten Gedanken“ im Gedächtnis bewahren. Vor den Gemälden, die seine ewig rege Phantasie erzeugte und die mit jedem Pinselstrich unverständlicher wurden, erschauerte ich um so mehr, je weniger ich den Grund des Erschauerns zu finden wußte. So lebhaft mir die Bilder vor Augen stehen, so wenig weiß ich von ihnen zu sagen; die Sprache ist dazu an Worten zu arm. Was sie so fesselnd und packend machte, das war ihre äußerste Schlichtheit und das klare Hervortreten ihrer Absicht. Wenn je ein Sterblicher Gedanken malen konnte, so war es Roderich Usher. Mich wenigstens erfüllten in der damaligen Umgebung die reinen Abstraktionen, die dieser schwermütige Maler auf seine Leinwand zauberte, mit einem Gefühl unbeschreiblicher Ehrfurcht, wie ich es nicht einmal bei der Betrachtung der wahrlich glänzenden, aber vielleicht zu durchsichtigen Träumereien Fueßlis empfunden habe. Eine der phantastischen Schöpfungen meines Freundes, die nicht so vollkommen abstrakt war, sei wenigstens andeutungsweise beschrieben. Das kleine Gemälde stellte das Innere eines unendlich langen und rechtwinkligen Gewölbes dar, eine Art Tunnel, dessen niedere, glatte

und weiße Mauern durch keinerlei Verzierung belebt waren. Gewisse Einzelheiten erzeugten den Eindruck, als ob dieser Durchstich tief unter der Erde läge. Nirgendwo gab es einen Ausgang, nirgends war eine Fackel oder sonst eine künstliche Lichtquelle zu entdecken, und doch war das Ganze von einer Fülle hellen Lichts durchflutet, das ihm ein ebenso gespenstisches wie rätselhaftes Aussehen verlieh.

Ich erwähnte bereits die krankhafte Reizbarkeit der Gehörnerven Ushers, die jede Musik, mit Ausnahme gewisser Klänge von Saiteninstrumenten, für ihn ganz unerträglich machte. Vielleicht waren es die engen Grenzen, in denen er sich beim Gitarrespiel hielt, was seinem Vortrag so phantastischen Charakter gab. Der wunderbare Schwung seiner Stegreifkompositionen war aber nicht auf diese Weise zu erklären. In Ton und Wort — denn gar nicht selten begleitete er seinen Vortrag durch frei erfundene Dichtungen — waren sie zweifellos das Ergebnis einer außerordentlichen geistigen Konzentrationsfähigkeit, wie sie der ausübende Künstler nur in Augenblicken gehobenster Stimmung besitzt. Der Wortlaut einer dieser Rhapsodien blieb mir im Gedächtnis. Vielleicht war sein Eindruck auf mich so gewaltig, weil der geheimnisvolle Inhalt der Dichtung zum erstenmal zu verraten schien, daß Usher den Thron seines Geistes wanken fühlte. Die Verse, denen er die Überschrift „Das verzauberte Schloß“ gab, lauteten ungefähr folgendermaßen:

In der Täler grünster Welle —  
Guter Geister liebster Raft —  
Hob sein Haupt in Himmelskelle  
Einst ein strahlender Palaft.

Engel schatteten mit schlanken  
Schwingen nie ein stolzer Haus,  
Und der König der Gedanken  
War der Herr des stolzen Baus.

Und in goldenem Entfalten  
Flogen Banner, kühn gehißt . . .  
Ach, es war in jener alten  
Zeit, die längst erstorben ist.  
Sanfte Morgenlüfte neckten  
Ländelnd sich vor Tau und Tag  
Und besflügelten und weckten  
Duft, der um die Wälle lag.

Wandrer, der von stillen Steigen  
In erhellte Fenster schaute,  
Sah der Geister holden Reigen  
Bei Musik und Lied der Laute,  
Der in seligem Umfängen  
Schwebt' um dunklen Porphyrrstein;  
Und des Herrschers Blicke drangen  
Sieghaft durch die lichten Reihn.

Berlen und Rubinen glühten  
An des Schlosses hohem Tor,  
Draus wie Duft von schweren Blüten  
Strömte süßer Stimmen Chor —  
Stimmen, deren jubelnd Tönen  
Nur ein einzig Sehnen kennt:  
Schönres Echo sein dem schönen  
Geist, der sich ihr Herrscher nennt.

Jedoch der dunkle Fürst der Sorgen  
Hat jäh gestürzt des Herrschers Macht.

O klage Herz! Kein neuer Morgen  
Ist dem Verzweifelten mehr lacht.  
Und um sein Reich, das ruhmesehnd,  
Von Blüten einst und Glück geweiht,  
Raunt düster die Erinnerungsmäre  
Aus längst begrabener Zeit.

Und Wanderer, die aus jenem Tale  
Durch roterglühete Fenster sehn,  
Schaun Geister, seltsam düstre, fahle,  
Zu wüstem Mißakkord sich drehn.  
Ein wildes, scheußliches Gedränge  
Entstürzt dem Tor, des lichter Glanz verdarb,  
Gelles Gelächter tönt statt holder Klänge —  
Und ach — des Lächelns Süße starb.

Ich weiß noch genau, daß diese Ballade uns zu einem Gedankenaustausch anregte und daß bei dieser Gelegenheit Usher Ansichten äußerte, die weniger wegen ihrer Neuheit interessant waren (andere dachten ganz ähnlich), als wegen der Bestimmtheit, mit der er sie vorbrachte. Das Gespräch drehte sich im wesentlichen um das Seelenleben der Pflanzen. In Ushers Phantasie nahm diese Hypothese kühne Formen an und griff sogar — mit gewissen Einschränkungen — aufs Anorganische über. Mir fehlen die Worte, um seine Ansichten im vollen Umfang wiederzugeben und den ganzen Ernst seiner Hingabe an die Sache zu schildern. Sein Glaube an ein Seelenleben der Dinge hing, wie schon angedeutet, mit den altersgrauen Mauern des Hauses seiner Ahnen zusammen. Hier seien, wie er meinte, alle Voraussetzungen dafür gegeben, und zwar durch die ganze Art, wie die Steine zusammengefügt und geordnet seien, durch die zahlreichen Pilze,

die sie überwucherten, die greisenhaften Bäume, die das Haus umstanden, und nicht zuletzt durch das lange ungestörte Nebeneinander all dieser Dinge und ihre Verdoppelung durch den Spiegel des regungslosen Teiches. Der sicherste Beweis für ein Seelenleben sei, wie er sagte (ich erschrak förmlich, als ich es hörte), daß Teich und Mauern ihre eigene Atmosphäre besäßen, die sich langsam, aber deutlich erkennbar verdichte. Das zeige sich, wie er hinzufügte, in dem zwar stillen, aber unabwendlichen, furchtbaren Einfluß, den diese Dinge seit langen Jahrhunderten auf das Geschick der Familie übten und der aus ihm selbst schließlich das gemacht habe, was ich jetzt vor mir sähe. Solche Ansichten bedürfen keines Kommentars; ich will auch gar keinen geben.

Die Bücher, die seit Jahr und Tag auf das Geistesleben des Kranken einwirkten, standen natürlich im Einklang mit seinem phantastischen Wesen. Wir vertieften uns miteinander in „Vert-vert et Chartrouse“ von Grasset und in Machiavellis „Belphegor“, in „Himmel und Hölle“ von Swedenborg und „Niels Klimms unterirdische Reise“ von Holberg; wir studierten die Chiromantie bei Robert Flud, Jean D'In-daginé und de la Chambre, lasen Tiecks „Reise ins Blaue“ und „Die Sonnenstadt“ von Campanella. Ein Lieblingsbuch war die kleine Oktavausgabe vom „Direktorium Inquisitorium“ des Dominikaners Emmerich von Gironne, und bei Pomponius Mela fanden sich Stellen von alten afrikanischen Berg- und Waldgeistern, über die Usher stundenlang nachgrübeln konnte. Sein höchstes Entzücken bildete aber ein außerordentlich seltener und merkwürdiger gotischer Quartband, das Manual einer verschollenen Kirche:

## Vigilae Mortuorum secundum Chorum Ecclesiae Maguntinae.

Ich mußte an die absonderlichen Bräuche denken, die in diesem Buche beschrieben waren, und an dessen möglichen Einfluß auf das Gemüt des Kranken, als Usher mir eines Abends eröffnete, er beabsichtige den Leichnam Madelines vor der endgültigen Beisetzung vierzehn Tage in einem der zahlreichen Gewölbe zwischen den Grundmauern des Hauses aufzubewahren. Gegen seine Begründung dieses eigentümlichen Vorhabens ließ sich nichts einwenden. Es sollte nämlich wegen der ungewöhnlichen Art der Krankheit seiner Schwester geschehen, sowie in Anbetracht gewisser zudringlicher Fragen von Seiten der Ärzte; auch sei die Familiengruft ziemlich abgelegen und ungeschützt. Wenn ich mir den verdächtigen Gesichtsausdruck des Mannes vergegenwärtigte, der mir am Tage meiner Ankunft im Treppenhaus begegnete, so konnte ich Usher nur beipflichten; seine Vorsicht war ebenso begründlich wie durch die Umstände geboten.

Auf Ushers Bitte war ich ihm bei der Ausführung der vorläufigen Bestattung behilflich. Nachdem wir den Leichnam eingesargt hatten, trugen wir beide allein ihn an seine Ruhestätte. Das Gewölbe, in dem wir ihn besetzten, war klein und feucht; kein Tageslicht drang herein. Es war so lange verschlossen gewesen, daß unsere Fackeln in der Stickluft beinahe verloschen und uns die Durchforschung des Raumes unmöglich machten. Tief in der Erde lag das Gewölbe, und zwar genau unter jenem Teil des Gebäudes, in dem sich mein Schlafzimmer befand. In lange verklungenen Zeiten war es wahrscheinlich als Kerker verwendet worden, später vielleicht als Auf-

bewahrungsort für Pulver und andere feuergefährliche Stoffe, denn nicht nur ein Teil des Fußbodens, auch die ganzen Innenwände des langen Bogenganges, durch den man hineingelangte, waren sorgsam mit Kupfer bekleidet. In ganz derselben Weise war die massive eiserne Tür gesichert, die in Folge ihres ungeheuren Gewichts bei jeder Bewegung laut knirschte.

Nachdem wir unsere traurige Bürde an diesem Orte des Schreckens auf ein Gerüst gestellt hatten, schoben wir den noch nicht zugeschraubten Sargdeckel zur Seite und betrachteten das Antlitz der Toten. Eine auffallende Ähnlichkeit zwischen Bruder und Schwester erregte meine Aufmerksamkeit. Usher, der meine Gedanken erraten mochte, murmelte einige Worte und ich erfuhr, daß er und die Verstorbene Zwillinge waren und alle Zeit in innigster Seelengemeinschaft gestanden hatten. Nicht lange ruhten unsere Blicke auf der Toten; ihr Unblick erfüllte uns beide mit Schau. Die Krankheit, die Madeline in der Blüte der Jugend aufs Totenbett streckte, ließ wie zum Hohn auf Brust und Antlitz eine zarte Röthe zurück und auf den Lippen das seltsam verhaltene Lächeln, das immer bei Toten höchst grauenhaft wirkt. Wir schoben den Sargdeckel wieder zurecht, verschlossen die schwere Eisentür und kehrten in die kaum weniger düsteren oberen Gemächer zurück.

Als ein paar Tage der tiefsten Trauer vergangen waren, trat in den äußeren Anzeichen der seelischen Erkrankung meines Freundes eine merkliche Aenderung ein. Sein ganzes Benehmen wurde ein anderes. Er vernachlässigte oder vergaß seine gewohnten Beschäftigungen und irrte mit hastigen, ungleichen und ziellosen Schritten aus einem Zimmer ins andere.

Sein Gesicht war wenn möglich noch fahler und geisterhafter geworden, der Glanz seiner Augen war erloschen. Seine Stimme klang nicht mehr wie früher zuweilen heiser, wohl aber pflegte sie leise zu zittern, als ob ihn fortgesetzt etwas schreckte. Es gab Zeiten, in denen ich glaubte, sein ewig aufgeregter Geist beschäftige sich mit irgendeinem quälenden Geheimnis und es gebrähe ihm an Mut, es zu enthüllen. Zu anderen Zeiten, wenn er stundenlang mit scheinbar gespanntester Aufmerksamkeit ins Leere starrte oder auf eingebildete Töne lauschte, hielt ich alles für unberechenbare Launen eines Wahnsinnigen. Es war kein Wunder, daß mich sein Zustand entsetzte, ja sogar ansteckte. Ich fühlte, daß seine phantastischen Wahnvorstellungen langsam, aber immer stärker meinen eigenen Verstand beeinflussten.

Am siebenten oder achten Tage nach der Bestattung Madelines in dem unterirdischen Gewölbe, als ich mich spät in der Nacht auf mein Zimmer zurückzog, erfuhr ich besonders stark diesen Einfluß. Stunde um Stunde verrann, aber der Schlaf floh mein Lager. Mit allen Mitteln suchte ich meiner Erregtheit Herr zu werden. Ich redete mir ein, daß größtenteils, wenn nicht ausschließlich die trübselige Zimmerausstattung daran schuld sei, vor allem die dunklen, zerschlissenen Vorhänge, die der von einem aufziehenden Gewitter herrührende Luftzug stoßweise hin und her bewegte, wobei dann auch die Verzierungen meiner Bettstatt unheimlich raschelten. Aber alle meine Selbstberuhigungsversuche blieben erfolglos. Ich zitterte am ganzen Leibe, wie ein Alp lag mir die grundlose Angst auf der Brust. Tiefaufatmend raffte ich mich zusammen, befreite mich von dem beklemmenden Druck

und richtete mich in den Rissen auf. Mit verhaltenem Atem starrte ich in das tiefdunkle Zimmer und horchte — horchte, ohne zu wissen warum, auf bestimmte verschwommene Töne, die allemal, wenn der Sturm eine Pause machte, von irgendwoher sich vernehmen ließen. Von unerträglichem Schauer ergriffen, warf ich mich hastig in meine Kleider (ich fühlte, daß ich kein Auge mehr zumachen würde) und suchte durch rasches Auf- und Abschreiten im Zimmer die gräßliche Angst zu bemeistern.

Raum war ich ein paarmal hin und her gegangen, als leichte Schritte auf der angrenzenden Treppe mich stutzig machten. Kein Zweifel, es war Usher. Gleich darauf klopfte er leise an meine Thür und trat ein, in der Hand eine Lampe. Sein Gesicht war so leichenblaß wie gewöhnlich, seine Augen aber strahlten wie die eines Geistesgestörten. In seinem ganzen Benehmen war etwas Hysterisches, das mich verblüffte. Dennoch zog ich seine Gegenwart der entsetzlichen Einsamkeit vor und begrüßte ihn mit einem Gefühl der Erleichterung.

„Du hast es nicht gesehen?“ fragte er plötzlich, nachdem er eine Weile umhergeschaut hatte, „du hast es wirklich nicht gesehen? Wart' nur, du wirst es schon sehen!“ Und nachdem er die Lampe hingestellt hatte, lief er ans Fenster und stieß es ungeachtet des Unwetters auf.

Die wütende Gewalt des hereinsauchenden Sturmes warf uns beinahe um. Es war eine schaurig-schöne Nacht, unheimlich, grauenvoll und doch herrlich. Das Zentrum des Wirbelwinds lag offenbar in der Nähe, denn er blies bald aus dieser, bald aus jener Richtung. Finster und schwer hingen die Wol-

ken herab, so tief, daß die Türmchen des Hauses fast in sie hineinragten, und dennoch konnten wir sehen, wie sie lebendigen Wesen gleich von allen Seiten gegeneinander anstürmten, ohne sich je zu verziehen. Wir sahen es, obwohl weder Mond und Sterne am Himmel standen, noch irgendein Blitzstrahl die Nacht durchzuckte. Die unteren Seiten der riesigen wogenden Wolkenmassen erglühten ebenso wie die irdischen Dinge unserer Umgebung im unnatürlichen Widerschein eines schwachen, aber deutlich wahrnehmbaren gasartigen Lichtmantels, der das ganze Gebäude umhüllte.

„Du sollst, du darfst es nicht sehen!“ sagte ich schauernd zu Usher, indem ich ihn mit sanfter Gewalt vom Fenster wegzog und nach einem Sessel führte. „Was dich so bestürzt macht, ist eine keineswegs seltene elektrische Erscheinung, vielleicht sind auch die giftigen Miasmen des Teichs daran schuld. Wir wollen das Fenster schließen, die kalte Luft ist nicht gut für dich. Hier habe ich eins deiner Lieblingsbücher. Ich werde lesen und du wirst mir zuhören; die gräßliche Nacht wird so schneller vergehen.“

Der alte Band, den ich zur Hand genommen hatte, war der „Mad Trist“ von Sir Launcelot Canning. Ich hatte ihn mehr aus Galgenhumor denn im Ernst als ein Lieblingsbuch Ushers bezeichnet, denn die geschraubte, phantasiearme Geschwägigkeit seines Verfassers konnte unmöglich dem idealistischen, geistreichen Freunde gefallen. Es war aber leider das einzige Buch, das zur Hand lag, und außerdem hoffte ich, daß die verrückten, überspannten Geschichten, die ich ihm vorlesen wollte, die Erregung des hypochondrischen Usher beschwichtigen würden. Die Geschichte

der Geisteskrankheiten kennt ja genug solcher Fälle. Hätte ich aus der lebendigen, beinahe leidenschaftlichen Anteilnahme, mit der er meinen Worten lauschte, einen Schluß ziehen dürfen, so wäre allerdings der Erfolg meines Kunstgriffs vollkommen gewesen.

Ich war bis zu der bekannten Stelle gekommen, wo Ethelred, der Held des „Trist“, nach vielen vergeblichen Versuchen, auf gütliche Weise Einlaß in die Klause des Eremiten zu erlangen, gewaltsam eindringen will. Die Stelle in der Erzählung lautet wie folgt:

„Und Ethelred, der von Natur sehr beherzt war und sich jetzt obendrein durch den Wein, den er getrunken, gestärkt fühlte, verhandelte nicht länger mit dem eigensinnigen und boshaften Einsiedler. Da ihn der Regen bereits durchnäßte und ein Gewitter heraufzukommen drohte, so nahm er seine Keule und schlug mit wuchtigen Streichen ein Loch in die Pforte, groß genug, um seine gepanzerte Faust hindurchzustecken. Dann rüttelte er so kräftig an den dünnen Brettern, daß sie dumpf krachend zersplitterten und das Geräusch im ganzen Walde widertönte.“

Am Ende dieses Sazes stuzte ich und hielt einen Augenblick inne. Mir war — obwohl ich gleich die aufgepeitschte Phantasie dafür verantwortlich machte — als käme aus einem entlegenen Teil des Gebäudes ein Geräusch, ganz wie das Krachen des splinternden Holzes in der Geschichte, nur etwas dumpfer und hohler. Es war wohl einzig und allein das merkwürdige Zusammentreffen, was mich aufhorchen ließ, denn an und für sich hatte das Geräusch nichts Auffälliges und Beunruhigendes, am wenigsten jetzt, wo alle Fenster in den Rahmen klapperten und der

Sturm mit wachsender Gewalt draußen tobte und heulte. Ich las also weiter:

„Als aber der wackere Recke Ethelred in die Thür trat, war er erstaunt und erzürnt zugleich, weil er an Stelle des tückischen Einsiedelmanns einen Drachen vorfand, einen schuppigen, feuersprühenden greulichen Drachen, der vor einem goldenen Schlosse mit silbernen Fußböden Wache hielt. An der Schloßmauer hing ein Schild aus schimmernder Bronze mit folgender Aufschrift:

Wer will den Schild des Siegers erringen,  
Muß zuvor den Drachen zwingen.

Und Ethelred schwang seine Keule und schmetterte sie auf den Kopf des Drachen, so daß das Untier zusammenbrach und unter fürchterlichem Geheul seinen giftigen Atem verhauchte. So gellend und markerschütternd war dieses Heulen, daß Ethelred sich am liebsten die Ohren zugehalten hätte, denn nie zuvor waren ähnliche Laute vernommen worden.“

Wiederum hielt ich plötzlich inne, und diesmal in höchster Bestürzung. In diesem Augenblick hörte ich wirklich, wenn auch gedämpft und aus weiter Ferne, ein langes und gellendes seltsames Heulen, genau so, wie meine Einbildungskraft sich auf Grund der Erzählung das Todesgebrüll des verröchelnden Drachen vorgestellt hatte.

Obwohl mich nach diesem zweiten ungewöhnlichen Zusammentreffen zu gleicher Zeit tausend Gefühle bestürmten — Bewunderung und Grauen waren die stärksten darunter — besaß ich doch Geistesgegenwart genug, den ohnehin so empfindsamen Freund mit irgendwelchen Bemerkungen darüber zu verschonen. Es war durchaus nicht sicher, daß er die Laute ver-

nommen hatte, obgleich in den letzten paar Minuten zweifellos eine merkwürdige Wandlung in ihm vorgegangen war. Zuerst war sein Gesicht mir zugekehrt gewesen, aber nach und nach hatte er seinen Stuhl so gedreht, daß er jetzt nach der Thür schaute; so konnte ich seine Gesichtszüge nur teilweise sehen, doch merkte ich, daß seine Lippen bebten, als ob er leise vor sich hinhurmle. Sein Kopf war auf die Brust gesunken, aber die weit aufgerissenen Augen, auf die ich einmal flüchtig von der Seite her einen Blick werfen konnte, verrieten, daß er nicht schlief. Auch die wiegenden Bewegungen seines Oberkörpers bestätigten es. Ich wandte mich also wieder Sir Launcelots Erzählung zu und las weiter:

„Und nun, da der Recke der furchtbaren Wut des Drachen entronnen war, erinnerte er sich des ehernen Schildes, dessen Zauber endgültig gebrochen war. Er räumte den Leichnam aus dem Wege und schritt tapfer über das silberne Pflaster des Schlosses der Stelle zu, wo der Schild an der Wand hing. Der aber wartete nicht, bis der Held herankam; mit mächtig dröhnendem Getöse fiel er herab auf den silbernen Boden, dem Recken zu Füßen.“

Raum waren die letzten Silben von meinen Lippen, da war es wahrhaftig, als fälle mit hohlem, metallischem Klang ein schwerer eherner Schild auf ein silbernes Pflaster. Entsetzt sprang ich auf, aber Usher verharrte ungestört in seiner ruhig wiegenden Bewegung. Ich stürzte nach dem Stuhl, auf dem er saß: seine Augen starrten geradeaus, sein Gesicht schien versteinert. Als ich ihm aber die Hand auf die Schulter legte, durchrann seinen Körper ein heftiger Schauer und seine Lippen umzuckte ein mattes Lächeln.

Ich sah, daß er leise und hastig unverständliche Worte vor sich hinsummete, als ob er mich gar nicht bemerke. Erst als ich mich vorsichtig über ihn beugte, vernahm ich erstaunt, was er sagte:

„Ich es nicht hören? O doch, ich höre es, hörte es lange — lange — sehr lange. Minuten-, stunden-, tagelang hörte ich es, aber ich wagte ja nicht — o ich armer, elender Mensch, der ich bin! — ich wagte, wagte ja nicht zu reden! Sie lebte, als wir sie zu Grabe trugen! Sagte ich nicht, meine Sinne sind scharf? So wisse denn, daß ich ihre ersten schwachen Bewegungen im Sarge gehört habe. Ich hörte sie — schon vor Tagen, vor vielen Tagen — aber ich wagte ja nicht, es zu sagen! Und nun — in dieser Nacht — Ethelred! Hahaha! Das Aufbrechen der Pforte des Eremiten, das Todesgeheul des Drachen, das metallische Aufschlagen des Schildes — oh, sage statt dessen: das Auseinandersprengeu ihres Sarges, das Kreischen der eisernen Angeln ihrer Gefängnistür und das mühsame Weitertasten der Unglücklichen im kupfernen Bogengang des Gewölbes! O sag' mir, wohin soll ich fliehen? Wird sie nicht augenblicks hier sein? Eilt sie nicht schon herbei, um mir mein überstürztes Handeln zum Vorwurf zu machen? Höre ich nicht ihren Schritt auf der Treppe? Vernehme ich nicht schon das schwere und furchtbare Pochen ihres Herzens? Wahnsinniger!“ — wild sprang er auf und schrie, als wolle er seine Seele dabei aus dem Leibe pressen — „Wahnsinniger, ich sage dir, sie steht vor der Tür!“

Als hätten die mit übermenschlicher Kraft herausgeschrienen Worte Zaubermwirkung, so plötzlich öffnete die altertümlische Tür, auf die er gewiesen hatte, die

schwarzen, gewaltigen Ebenholzkiefer. Es war nur der Wind, der sie aufgestoßen — allein vor der Tür stand tatsächlich die schlanke, in Leichentücher gehüllte Gestalt Madelines von Usher. Ihr weißes Gewand war mit Blut besleckt, ihr abgezehrter Körper wies überall Spuren auf von verzweifelten Kämpfen. Einen Augenblick stand sie wankend und bebend auf der Schwelle, dann taumelte sie mit leisem, schmerzvollem Aufschrei ins Zimmer und stürzte zu Boden. Im Fallen riß sie den Bruder mit, und während ihres heftigen und nunmehr letzten Todeskampfes verschied er an ihrer Seite. Das Schreckliche, das er voraus empfunden, hatte ihn getötet.

Wie von bösen Geistern gehegt lief ich auf und davon, aus dem Hause. Der Sturm tobte immer noch wütend fort, als ich die alte bekannte Straße erreichte. Auf einmal schoß ein greller Schein über den Weg. Ich wandte mich um, um festzustellen, woher dieser seltsame Lichtstreif käme, denn hinter mir lag ja das mächtige Haus und sein Schatten. Es war der untergehende, blutrote Vollmond, der durch den einst kaum erkennbaren schmalen Riß seinen Lichtschimmer sandte — durch jenen vom Dach bis zum Fundament am Gebäude herunterlaufenden Zickzackriß, von dem ich erzählte. Während ich hinstarrte, wurde der Spalt immer breiter und breiter — brausend kam ein Windstoß dahergefahren, und strahlend schien mir der Mond in seiner ganzen Rundung entgegen! Mir schwindelte der Kopf, denn plötzlich brachen jetzt die Riesenmauern auseinander — ein langes, donnerndes Getöse, ein Brausen wie von hundert Wasserfällen, dann schloß sich schweigend der düstere Teich über den Trümmern des Hauses Usher.